

Woyke | Helmut Schmidt. 100 Seiten

* Reclam 100 Seiten *



MEIK WOYKE, geb. 1972, ist Historiker und leitet das Referat »Public History« im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung. Er hat den gesamten Briefwechsel zwischen Willy Brandt und Helmut Schmidt (1958–1992) ediert.

Meik Woyke
Helmut Schmidt. 100 Seiten

Reclam

2018 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlaggestaltung: zero-media.net
Umschlagabbildung: FinePic®
Infografik (S. 70 f.): Infographics Group GmbH
Bildnachweis: S. 3 J. H. Darchinger / Friedrich-Ebert-Stiftung;
S. 14 Privataarchiv Helmut Schmidt; S. 49 imago / Sven Simon;
S. 59 imago / photothek / Thomas Imox; S. 93 Vera Tammen /
DIE ZEIT; Autorenfoto: christina kloodt fotografie
Druck und Bindung: Canon Deutschland Business Services GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Printed in Germany 2018
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-020522-8

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Für mehr Informationen zur 100-Seiten-Reihe:
www.reclam.de/100Seiten

Inhalt

- 1 Willen und Zigaretten
- 5 Von Hamburg-Barmbek in die Welt
- 18 Als Soldat im Dienste des NS-Regimes
- 29 Nachkriegssorgen, Entscheidung für die SPD,
Bundestagsmandat
- 43 Krisenmanager während der Hamburger
Sturmflut
- 51 »Politik ist in gewisser Weise ein Kampfsport«:
Vorsitzender der SPD-Bundestagsfraktion und
Minister unter Willy Brandt
- 67 Die Kanzlerschaft
- 89 Außer Dienst? Elder Statesman und Ikone

Im Anhang Lektüretipps



Willen und Zigaretten

Gefragt, wie er sein immenses tägliches Arbeitspensum trotz seiner beinahe 90 Jahre schaffe, antwortete Helmut Schmidt in einem 2007 ausgestrahlten Fernsehfilm verschmitzt: »Willen braucht man. Und Zigaretten.« Diese lakonische Aussage brachte die zentrale Lebensmaxime des mittlerweile als Ikone verehrten Sozialdemokraten auf den Punkt.

Schmidt war ein disziplinierter Arbeiter, der aus Pflichtgefühl und aus Sorge um den Staat und das Gemeinwohl bis an seine persönliche Belastungsgrenze ging, oftmals sogar darüber hinaus. Diese bemerkenswerte Härte gegen sich selbst hatte er als Kind und Jugendlicher in seinem Elternhaus vermittelt bekommen. Trotz wachsender Zweifel diente er dem NS-Regime während des Zweiten Weltkriegs als Wehrmachtsoffizier. Das Gefühl, verführt und ausgenutzt worden zu sein, ließ Schmidt nach 1945 zur Sozialdemokratie finden. Seine militärischen Erfahrungen prägten auch in der pluralistischen Demokratie seinen Führungsstil. Der Primat des Politischen stand für ihn jedoch außer Frage. Als Krisenmanager angesichts der Hamburger Sturmflut, als Vorsitzender der SPD-Bundesfraktion während der Großen Koalition und als Minister unter Willy Brandt machte er sich einen Namen als durch-

setzungsstarker Politiker, der Konflikten – wenn er sie für notwendig hielt – nicht aus dem Weg ging.

Über Schmidts Amtszeit als Bundeskanzler (1974–1982) ist mitunter gesagt worden, dass ihr ein großes Thema gefehlt habe. Konrad Adenauer stehe für die Westbindung und Wiederbewaffnung der Bundesrepublik, Willy Brandt habe die Neue Ostpolitik ins Werk gesetzt und Helmut Kohl die Deutsche Einheit ausgehandelt. Diese historische Argumentation birgt jedoch ungerechte Wertmaßstäbe und verzerrt die Perspektive. Immerhin sah Schmidt sich als Kanzler mit den Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise konfrontiert, mit einer grassierenden Inflation und rasant steigenden Arbeitslosigkeit, für die er in globalen Zusammenhängen nach Lösungsansätzen suchte. Zudem musste er innenpolitisch auf die Bedrohung des Staats durch den Terrorismus der Roten-Armee-Fraktion reagieren.

Helmut Schmidt, der sein politisches Talent für eine beachtliche Karriere zu nutzen wusste, beherrschte die Kunst der Selbstdarstellung und präsentierte sich mit großer Professionalität in den Medien. In der Rückschau nannte er sich zuweilen einen perfekten »Staatsschauspieler«, ebenso selbstbewusst wie kokett. Schmidt erkannte in einem Fernsehstudio rasch, welche Kamera gerade sendete, dann war jeder Zigarettenzug inszeniert. Eine frühe Kostprobe dieser abgeklärten Könnerschaft zeigte Schmidt als frisch vereidigter Bundesverteidigungsminister, als er während eines Interviews den Rand einer Akte scheinbar desinteressiert für Zeichenskizzen nutzte. Gleichzeitig antwortete er geschliffen und analytisch stark auf die Fragen der beiden Journalisten, die sich dieses gleichermaßen arrogante wie unhöfliche Verhalten widerspruchslos gefallen ließen.



Helmut Schmidt,
MdB (1966)

Seit er 15 Jahre alt war, rauchte Schmidt. Ein Onkel hatte ihm die erste Schachtel Zigaretten geschenkt. Seine Grundnahrungsmittel, so konnte man den Eindruck haben, waren Kaffee mit viel Zucker, Coca-Cola, Schnupftabak und natürlich Menthol-Zigaretten. Rauchen war für ihn zugleich Lebensstil, Sucht und Inszenierung. Schmidt durfte sich, ungeachtet zunehmender Rauchverbote, fast überall eine Zigarette anzünden, oder er nahm sich das Recht dazu heraus. Als ein Politiker, der an seinem Image feilte, beherrschte er die Technik der kalkulierten Pause, baute Spannungsbögen auf, hob ihm besonders Wichtiges auf diese Weise hervor und setzte geschickt Pointen mit der Erfahrung des öffentlichen Redners. Kombiniert mit einem tiefen Zigarettenzug als retardierendem Moment, den Blick schräg nach oben gerichtet.

Als ich 1992/93 auf dem Weg zu meiner Zivildienststelle regelmäßig mit dem Fahrrad an Schmidts Privathaus in Hamburg-Langenhorn vorbeifuhr, war nicht abzusehen, dass ich dem ehemaligen Bundeskanzler für meine wissenschaftliche Edition seines Briefwechsels mit Willy Brandt über 15 Jahre später mehrmals persönlich begegnen würde. Jedes dieser Vier-Augen-Gespräche hat mich beeindruckt. Deshalb hoffe ich, bei der Arbeit an dem vorliegenden Buch nicht in die Falle der »biografischen Illusion« getappt zu sein, vor der Pierre Bourdieu als Soziologe eindringlich gewarnt hat. Weder ging es mir darum, einen vermeintlich stringenten und in allen Facetten stimmig ineinandergreifenden Lebensweg zu konstruieren, noch möchte ich Schmidt zu einem unfehlbaren »Helden« überhöhen.



Von Hamburg-Barmbek in die Welt

»Die richtigen Hamburger kommen aus Barmbek«, mit diesem Satz begann ein im Auftrag von Helmut Schmidt für den Bundestagswahlkampf 1957 produzierter Image-Kurzfilm. Schon vier Jahre zuvor hatte der aufstrebende SPD-Politiker dieses Werbemittel selbstbewusst eingesetzt, in einer Zeit, als es noch verpönt war, die eigene Persönlichkeit in den Mittelpunkt von Wahlkämpfen zu stellen und nicht uneingeschränkt auf die Zugkraft der inhaltlichen Argumente zu setzen. Beide Filme hatte Schmidt bei dem mit ihm befreundeten Produzenten Gyula Trebitsch in Auftrag gegeben. Vorgeführt wurden sie in den Ausgangsbereichen der U-Bahn- und S-Bahn-Stationen seines Wahlkreises in Hamburg-Nord. Der Erfolg dieser persönlichkeitszentrierten Werbestrategie gab Schmidt recht: Nach 1953 gelang dem Sozialdemokraten, der auch seine Ehefrau und seine kleine Tochter vor der Kamera präsentiert hatte, ein zweites Mal der Einzug in den Deutschen Bundestag. Mochten ihm seine politischen Kontrahenten ein zu starkes Geltungsbedürfnis unterstellen – Schmidt hatte erfolgreiche Wahlkämpfe in den USA beobachtet und wusste um die Anziehungskraft und Faszination von Filmen, zumal das Fernsehen sich in den 1950er Jahren erst zu einem Massenmedium

zu entwickeln begann, also noch etwas Nichtalltägliches und Besonderes war. Mit der Werbung an den Knotenpunkten des öffentlichen Nahverkehrs gelang es Schmidt, neue Bevölkerungsgruppen anzusprechen, während seine klassischen Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen meistens nur von Wählerinnen und Wählern besucht wurden, die sich ohnehin bereits für die SPD entschieden hatten.

Dies alles lag unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg und dem Zusammenbruch des Deutschen Kaiserreichs in ferner Zukunft. Als Helmut Schmidt am 23. Dezember 1918 in Hamburg zur Welt kam, herrschte politisches Chaos. Zwar war der wilhelminische Obrigkeitsstaat untergegangen, doch wohin die Novemberrevolution und die Ausrufung der Republik führten, ließ sich nicht mit Gewissheit absehen. Ein Arbeiter- und Soldatenrat beanspruchte in der Hansestadt die Macht für sich, musste aber nach der Absetzung des Senats und der Bürgerschaft rasch erkennen, dass eine Millionenstadt ohne eine funktionierende Verwaltung kaum zu regieren war. Die Familie Schmidt lebte zu dieser Zeit im Stadtteil Barmbek, einem sozialdemokratisch geprägten Arbeiterviertel, das Helmut als seine »Kinderheimat« entdeckte und mit zunehmendem Bewegungsradius ausgiebig durchstreifte. In der Nachbarschaft wohnten Hafenarbeiter und kleine Fischhändler. Die Schmidts selbst gehörten indessen zum Kleinbürgertum. Ihre Wohnung lag im oberen Stockwerk eines Stadthauses aus der Gründerzeit in einer der besseren Straßen der Gegend und bot für damalige Verhältnisse sogar einigen Komfort. Man litt keine Not, auch wenn das Geld mitunter knapp wurde.

Für den Familienvater Gustav Schmidt war dieser leicht gehobene Lebensstandard beileibe nicht selbstverständlich. Unehelich als Sohn einer Kellnerin und eines jüdischen Bankiers

im Jahr 1888 geboren, hatte er früh gelernt, was Armut bedeutete. Seine Adoptiveltern bewohnten fast bis zum Ende der Weimarer Republik zusammen mit drei weiteren Familien ein altes Gesindehaus mitten in Hamburg-Barmbek. Alle teilten sich eine im Freien gelegene Wasserpumpe und einen Abort. Noch Jahrzehnte später erinnerte sich Helmut Schmidt gut an seine Besuche und Ferientaufenthalte bei seinem Großvater väterlicherseits, der sich als Straßenkehrer und Stauer im Hafen über Wasser hielt. Angesichts dieser schwierigen Ausgangsposition im proletarischen Milieu ist es bemerkenswert, mit welcher Zielstrebigkeit und Härte sich Gustav Schmidt hocharbeitete. Nach der Volksschule durfte er – gefördert durch einen seiner Lehrer – mit der Selektaklasse ein neuntes, zusätzliches Schuljahr besuchen und eine Lehre als Anwaltsgehilfe in einem Kontor antreten. Damit waren sein Aufstiegswillen und sein Bildungshunger jedoch nicht befriedigt: Er schaffte die Aufnahme in das Volksschullehrerseminar, absolvierte zwischen den beiden Abschlussprüfungen (1911/1914) seinen einjährigen Militärdienst, stieg im Weltkrieg vom Gefreiten zum Vizefeldwebel auf und betrieb von 1922 bis 1925 neben seiner Tätigkeit als Volksschullehrer mit immenser Selbstdisziplin ein Abendstudium als Diplom-Handelslehrer. Fortan unterrichtete er als Studienrat, bis ihn das Kollegium seiner Schule zum Rektor wählte.

Am 30. August 1914, der Erste Weltkrieg entfaltete seit einem Monat seine zerstörerische Kraft, hatte Gustav Schmidt mit Ludovika Koch den Bund der Ehe geschlossen. Die 1890 geborene Frau stammte aus einer Familie, die zur sogenannten Arbeiter-Aristokratie zählte. Rückblickend beschrieb Helmut Schmidt seinen Großvater mütterlicherseits als respekteinflößenden Mann mit imposantem weißem Vollbart. An den

gelernten Setzer und Drucker, den es aus Rheinessen auf der Wanderschaft nach Hamburg verschlagen hatte, von sich aus das Wort zu richten, hätte sein kleiner Enkel niemals gewagt. Während »Opa Koch« bei verschiedenen Zeitungen des bürgerlichen Spektrums arbeitete und damit eine gewisse Distanz zum sozialdemokratischen Milieu mit seinen typischen Verhaltensmustern und Karrierewegen signalisierte, führte Schmidts Großmutter ein kleines Wäsche- und Kurzwarengeschäft unweit der Alster. Die Eheleute Koch verband die Begeisterung für die Musik, die sich auf ihre fünf Kinder übertrug. So kam in der relativ geräumigen Wohnung von Gustav und Ludovika Schmidt regelmäßig ein privater Singkreis aus Verwandten und Freunden zusammen. Dieser musischen Ader folgend, wurden Helmut und sein zweieinhalb Jahre jüngerer Bruder Wolfgang von ihren Eltern zum Klavierspielen angehalten. Beide mochten das häusliche Üben nicht sonderlich. Zudem beklagten sie die langen Fußwege zum Unterricht bei Lilly Sington-Rosdal. Dass ihre langjährige Musiklehrerin eine Jüdin war, spielte offenbar auch nach 1933 in der Familie keine Rolle oder kam zumindest nicht zur Sprache.

Es wäre allerdings irreführend, sich das Elternhaus von Helmut Schmidt als kunstsinnige Idylle vorzustellen. Sein Vater ließ die bedingungslose Härte, mit der er sich den sozialen Aufstieg und einen bescheidenen Wohlstand erkämpft hatte, auch gegenüber seinen Kindern walten. Darüber hinaus war Gustav Schmidt in dieser Hinsicht ganz von seinen eigenen Erfahrungen im Deutschen Kaiserreich geprägt, dessen vorherrschender Erziehungsstil absoluten Gehorsam von den Heranwachsenden verlangte und den Kasernenhofdrill während des Militärdienstes als »Schule der Nation« verherrlichte. Bei den kleinsten Verstößen gegen die väterlichen Regeln und

Verbote bekamen Helmut und Wolfgang den Rohrstock zu spüren. Der strenge, umfassende Pflichtenkanon von Gustav Schmidt ließ nur geringen Raum für individuelle Selbstentfaltung und Persönlichkeitsentwicklung. Verletzte sich einer der Schmidt-Jungen beim Spielen oder beim Sport, hieß es auf Plattdeutsch »Do lach ick öber«; gleichgültig, wie groß die Schmerzen waren, geweint werden durfte nicht. Der Vater konnte richtig zornig werden. Selbst in banalen Alltagsfragen neigte er dazu, seine Auffassung als maßgeblich durchzusetzen. Wenn Ludovika Schmidt ihm widersprach oder gegen die entwürdigende Züchtigung ihrer beiden Söhne protestierte, herrschte oftmals tagelang eine gereizte Atmosphäre in der Familie.

Trotz dieser rigiden Erziehungspraxis und der Schulmeisterien sah Helmut Schmidt in seinem Vater durchaus ein Vorbild, zumindest als Respektsperson. Er bewunderte die Energie und Beharrlichkeit, mit der sich der Proletarierjunge unter denkbar schlechten Bedingungen hochgearbeitet hatte. Überdies schätzte er dessen Bildungsstreben und versuchte, ihm darin nachzueifern. Später bekannte Schmidt selbstkritisch, dass er vermutlich auch den Hang zur Rechthaberei von seinem Vater übernommen habe. Als Erster hatte sein kleiner Bruder unter diesem Charakterzug zu leiden. Bei aller Vorsicht gegenüber psychologischen Deutungsansätzen in historischen Darstellungen: Auf diese Weise ließ sich vermutlich für den Erstgeborenen in der Familienhierarchie manche im Vater-Sohn-Verhältnis erfahrene Ungerechtigkeit und Demütigung kompensieren. Bereits als Kind wollte Helmut Schmidt alle Dinge möglichst umfassend verstehen, ihnen auf den Grund gehen. Er fragte seine Eltern und die Verwandtschaft nach Hintergründen und Zusammenhängen von Sachverhalten und ge-

sellschaftlichen Phänomenen. Mitunter brachte er sie mit seiner Wissbegierde zur Verzweiflung. Die unablässige Fragerei und sein permanentes Schnacken, ein norddeutsches Wort für »Reden«, konnten seiner Familie gehörig auf die Nerven fallen und brachten ihm den Titel »Helmut, das Schnackfass« ein. Allerdings transportierte dieser Spitzname mehr als bloß Spott und Ironie. Dahinter stand auch der Respekt für den kindlichen Informationsdrang – als Ursprung einer beachtlichen Eloquenz, die Schmidt im Laufe der Zeit entwickelte.

Einerseits tat Gustav Schmidt – als Pädagoge! – wenig dafür, um den überdurchschnittlichen Wissensdurst seines Sohnes zu stillen oder sogar dessen an sich hocheifriges Lernbereitschaft adäquat zu fördern. Der elterliche Bücherschrank blieb für die Kinder verschlossen, auch Zeitung durften sie nicht lesen. Wenn die Erwachsenen über Politik sprachen, mussten Helmut und Wolfgang das Wohnzimmer verlassen, wobei es sich in der Regel um männliche Diskutanten handelte, denn Frauen sollten nach der Ansicht des Familienvaters am besten keine eigene Meinung haben, schon gar keine politische. Im Grunde war Gustav Schmidt jedoch selbst ein unpolitischer Mensch. Er wählte in der Weimarer Republik die Deutsche Volkspartei, gelegentlich die liberalere Deutsche Demokratische Partei, und verehrte Außenminister Gustav Stresemann, der für seine auf Ausgleich setzende Politik zusammen mit seinem französischen Amtskollegen Aristide Briand im Jahr 1926 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde. Ansonsten konzentrierte Gustav Schmidt seine ganze Kraft auf den sozialen Aufstieg, wollte nicht anecken und seine berufliche Karriere gefährden. Dies konnte groteske Züge annehmen. Als Kommunisten in der Endphase der Weimarer Republik unmittelbar im Wohngebiet der Schmidts – die in-

zwischen nach Hamburg-Eilbek gezogen waren – ein SA-Lokal angriffen und es 1932/33 immer wieder zu politisch motivierten Aufmärschen, Prügeleien und Schießereien auf offener Straße kam, wurde in der Familie darüber eisern geschwiegen. Man ergriff keine Partei und hielt sich mit weltanschaulichen Positionierungen zurück. Trotzdem bekam Gustav Schmidt nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten seine Entlassungspapiere als Schuldirektor. Die Gründe hierfür sind nicht überliefert.

Auf der anderen Seite legte Schmidts Vater großen Wert darauf, seinen beiden Söhnen eine gute Schulausbildung angedeihen zu lassen. Das harte Regiment im Privaten und die Forderung nach Disziplin bis zur Selbstaufgabe standen in einem auffälligen Kontrast zu den freiheitlichen Erziehungsidealen der Lichtwarkschule, von denen Helmut Schmidt ab 1929 profitieren durfte. War er während seiner Grundschulzeit noch von autoritären Lehrern geschlagen worden, genoss er nun die Vorzüge der Reformpädagogik. Die Lichtwarkschule pflegte eine kritische Einstellung gegenüber allen traditionellen Formen und Inhalten des bisherigen Schulwesens. Entsprechend wurden Jungen und Mädchen dort nach dem Prinzip der Koedukation gemeinsam unterrichtet, was im Vergleich mit den anderen Oberschulen in Hamburg einer pädagogischen Revolution gleichkam. Zudem erhielten die Lehrer und Lehrerinnen, Eltern und selbst die Schüler und Schülerinnen ein ausgedehntes Mitspracherecht bei Verwaltungs- und Personalentscheidungen. Schmidt behielt seine Schule zeitlebens in dankbarer Erinnerung. Auf ihr lernte er selbständiges Denken, Urteilen und Arbeiten und tolerant zu sein gegenüber Meinungen, die von der eigenen Anschauung abwichen. Nach dem Credo der Lichtwarkschule sollten Körper und Geist glei-

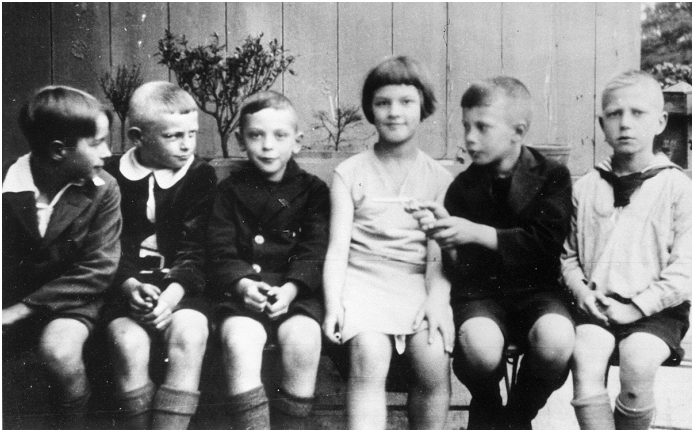
chermaßen angesprochen werden. Täglich fand Sportunterricht statt, jedes Jahr ging es zugunsten des entdeckenden Lernens auf eine Klassenfahrt, und es war eine anspruchsvolle Facharbeit zu einem selbstgewählten Thema anzufertigen. Die Schule öffnete Schmidt die Augen für bildende Kunst, Literatur und Theater und vertiefte seine bereits im Elternhaus geförderten Musikkenntnisse. Indes bewegte sich der Geschichtsunterricht mit seiner Wertschätzung für die Bismarck-Ära eher in klassischen Bahnen. Über Politik wurde auf der Lichtwarkschule ansonsten kaum gesprochen. Keinesfalls sollten die Schülerinnen und Schüler indoktriniert werden. Gleichzeitig versäumte das Lehrerkollegium auf diese Weise etliche Anlässe für pluralistische Debatten zu aktuellen gesellschaftspolitischen Fragen.

Schmidt war zwar nicht der allerbeste, jedoch ein sehr guter Schüler. Die meisten seiner Lehrer lobten ihn, der in seiner Freizeit intensiv die öffentlichen Lesehallen nutzte, für seine weit überdurchschnittliche geistige Reife und die schnelle Auffassungsgabe, mit der er im Unterricht zu glänzen wusste. Gelegentlich verlor er allerdings das rechte Maß und tat sich im Klassenverband provozierend hervor, so dass ein Lehrer monierte, er neige zur starken Schwatzhaftigkeit, Unbeherrschtheit, Zügellosigkeit im Ausdruck und Robustheit in den Umgangsformen. Auch wenn dieses Urteil vermutlich übertrieben war, suchte Schmidt in der Schule bisweilen offenbar ein Ventil für den enormen Druck, unter dem er zu Hause stand. Schon als Kind trug er übrigens gern eine Schiffermütze, womöglich um seine in den ersten Oberschuljahren noch verhältnismäßig geringe Körpergröße und ziemlich schwächliche Statur auszugleichen. Bei seinen Mitschülern und -schülerinnen galt Schmidt als guter Kumpel und wurde gerade wegen sei-

ner Kameradschaft und seiner Pffiffigkeit geschätzt. Mit seinen Freunden unternahm er in den Ferien ausgedehnte Radtouren entlang der Ostseeküste von Lübeck bis nach Stralsund, in die Lüneburger Heide oder zu den norddeutschen Mittelgebirgen. Außerdem schloss er sich der Ruder-Riege der Lichtwarkschule an, wo er als »Kapitän« bald Führungsaufgaben übernahm.

Eine Klassenkameradin hatte es Helmut Schmidt besonders angetan: Hannelore Glaser, die er als einziges Mädchen einlud, als er (traditionell um Distanz zum Weihnachtsfest zu gewinnen) im Juni 1929 seinen zehnten Geburtstag nachfeierte. Die am 3. März 1919 in Hamburg geborene Loki stammte aus ärmlichen Verhältnissen. Zeitweise lebte sie mit ihren Großeltern und Geschwistern – insgesamt mit über zwölf Personen – zusammen in einer Wohnung. Nachdem ihr Vater im Jahr 1931 infolge der grassierenden Wirtschaftskrise seine Stelle als Elektriker verloren hatte, war die Familie auf Arbeitslosenunterstützung angewiesen; die Mutter verdiente als Näherin dazu. Helmut und Loki teilten zunächst vor allem den gemeinsamen Schulweg und kamen sich dabei in langen Gesprächen näher. Der Legende nach gehörte Hannelore Glaser zu den wenigen, die sich trauten, dem rhetorisch gewandten Schmidt zu widersprechen. Sie war für ihr Alter sehr groß und verfügte über ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein. Gelegentlich setzte sie ihre Meinung auch mit der Faust durch, was ihr den Spitznamen »Schmeling« einbrachte. Den ersten verschämten Kuss gaben sich die beiden mit 15 Jahren auf dem Nachhauseweg im Hamburger Stadtpark, doch Schmidt besaß ernstzunehmende Konkurrenz. Folglich lockerte Loki ihren Kontakt zu Helmut, ohne dass sie einander jemals ganz aus dem Blick verloren hätten.

Nach dem 30. Januar 1933, nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler, ersetzten die Nationalsozialisten den linkslibe-



Geburtstagsnachfeier, dritte von rechts: Hannelore (»Loki«) Glaser, daneben mit einer Spielzeugpistole in der Hand: Helmut Schmidt (Juni 1929)

ralen Rektor der Lichtwarkschule Heinrich Landahl, der sich als überzeugter Republikaner einen Namen gemacht hatte, durch einen linientreuen Gesinnungsgenossen. Nun konnten sie ihrer Gegnerschaft gegen die reformpädagogische Einrichtung freien Lauf lassen. Schon lange hetzten sie gegen das »rote Mistbeet am Stadtpark« und die »Judenschule«, in der gründlich aufgeräumt werden müsse. Aus der Bibliothek verschwanden die Bücher von Karl Marx, Walther Rathenau und von anderen dem NS-Regime missliebigen Autoren und Schriftstellern. Zudem wurde die von Loki Glaser und Helmut Schmidt geschätzte Lehrerin Ida Eberhardt, die sich für die KPD engagierte, auf Geheiß der neuen Machthaber aus dem Lehrerkollegium entfernt. Im Jahr 1935 ordnete die Schulbehörde an, dass

alle jüdischen Schülerinnen und Schüler die Schule zu verlassen hatten. Auch das Prinzip der Koedukation passte nicht in die nationalsozialistische Gesinnungsdoktrin und wurde aufgegeben. So besuchte Loki von 1936 an ein Mädchengymnasium und machte dort ihren Abschluss. Schmidt, der nach 1945 mit seinem Verhalten während der nationalsozialistischen Diktatur rang, will als Oberschüler davon nicht viel bemerkt haben. Als Begründung dafür führte er die Schülerfluktuation an, die an der Lichtwarkschule ohnehin immer eher hoch gewesen sei.

Bereits vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten hatte Schmidt gegenüber seinen Eltern den Wunsch geäußert, sich dem jugendbewegten Wandervogel anzuschließen oder zu den Pfadfindern zu gehen. Dies wurde ihm von seinem Vater ebenso untersagt wie 1933 der Beitritt zur Hitlerjugend, den Schmidt ins Auge fasste, um mit seinen Freunden und Mitschülern gleichzuziehen. Als der Jugendliche noch Monate später mit diesem strikten Verbot haderte und sich um das Gemeinschaftserlebnis betrogen sah, nahm ihn seine Mutter Ludovika beiseite und deutete ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, dass sein leiblicher Großvater aus einer jüdischen Familie kam. Von NS-Organisationen solle Schmidt sich daher besser fernhalten. Sein Vater Gustav wusste nichts von diesem gleich doppelten Geheimnisverrat. Weder hätte er gegenüber seinen beiden Söhnen seine uneheliche Geburt eingestanden noch sie über seine – im Rassismus der Nationalsozialisten diskriminierte – Abstammung ins Vertrauen gezogen. Persönliches blieb für ihn ein konsequent zu beschweigendes Tabuthema. Da Gustav Schmidt als »Halbjude« galt, lebte er unter der nationalsozialistischen Herrschaft in der ständigen Furcht, entdeckt und als Lehrer aus dem Staatsdienst

entlassen zu werden. Im Jahr 1935, als er den »Ariernachweis« erbringen musste, verschleierte er seine wahren Verwandtschaftsverhältnisse. Nur so konnte er seine Existenz und die seiner Familie retten.

Im Nachhinein leitete Helmut Schmidt daraus simplifizierend ab, durch seinen jüdischen Großvater sei ihm eine gewisse Prädisposition eingeschrieben gewesen, sich zu einem Gegner der NS-Diktatur zu entwickeln. Außerdem habe er von den nationalsozialistischen Verbrechen, namentlich vom Holocaust, kaum etwas geahnt oder sogar genau wissen können. Dies war eine gleichermaßen paradoxe wie fragwürdige Entlastungslegende, da sich politische Haltungen nicht vererben. Zudem hätte sie, um zu funktionieren, wenigstens rudimentäre Kenntnisse der Judenverfolgung voraussetzen müssen. Die nach dem Zweiten Weltkrieg formulierte Legende erleichterte Schmidt vielmehr den Umgang mit der Scham, von 1933 bis 1945 seinen eigenen, wohlgerneht: späteren Ansprüchen nicht genügt zu haben. Es bedeutete sein ganzes weiteres Leben eine schwere Hypothek für ihn, dass es ihm weniger an Mut zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus als an tieferer Einsicht in den tatsächlichen Charakter des verbrecherischen Regimes gefehlt hatte.

So floss in diese retrospektiven Betrachtungen auch ein, dass Schmidt im Schuljahr 1933/34 schließlich doch Hitlerjunge geworden war. Seine Ruder-Riege auf der Lichtwarkschule ging im Zuge der sogenannten Gleichschaltung zwangsweise in die Marine-HJ über. Dagegen hatte sein Vater keine Handhabe, jedenfalls wenn er Aufmerksamkeit vermeiden wollte. Schmidt hieß jetzt nicht mehr »Kapitän«, sondern avancierte zum Kameradschaftsführer. Die blaue Marineuniform trug er durchaus mit Stolz. Offensichtlich war er gegen den Bann

der nationalsozialistischen Beeinflussung keineswegs immun. Dem christlichen Glauben konnte Schmidt, der 1934 konfirmiert wurde, demgegenüber zunächst nicht viel abgewinnen; stärker als die religiöse Botschaft und die Symbolkraft der Bibel wirkte seine Neigung zum unbedingten Realismus. Um die Jahreswende 1935/36 stieg Schmidt in der Hitlerjugend zum Scharführer auf, wurde aber im Dezember 1936 aus dieser Position entfernt und vom Dienst beurlaubt, weil er zusammen mit Jungen aus seiner Schar im Vereinsheim mit roter Farbe den Spruch »Freiheit ist das Feuer, ist der helle Schein, solange' sie noch lodert, ist die Welt nicht klein« an die Wand gemalt hatte. Zwar handelte es sich dabei um einen Refrain aus dem HJ-Liederbuch, aus dem Kontext gerissen konnte er jedoch regimekritisch interpretiert werden. Schmidt drohte wegen dieses Vorfalls der Schulverweis. Doch so weit kam es nicht: Im Frühjahr 1937 bestand er nach zwölf Schuljahren mit ausgezeichneten Noten sein Abitur – ein Jahr früher als normalerweise üblich. Das NS-Regime benötigte für seine forcierten Aufrüstungspläne qualifizierte Soldaten.



Als Soldat im Dienste des NS-Regimes

Direkt nach der erfolgreichen Abiturprüfung wurde Helmut Schmidt zum sechs Monate dauernden Reichsarbeitsdienst eingezogen. Mit der schweren körperlichen Arbeit im Deichbau an der Dove Elbe südöstlich von Hamburg wusste er umzugehen. Dahingegen beleidigte die primitive NS-Ideologieschulung, die ihm und seinen Mitstreitern ein sichtlich überforderter Feldmeister zuteilwerden ließ, seine rege Intelligenz. Mehr als Propaganda, durchsetzt mit angelesenen und nur halb verstandenen Rückgriffen auf die Geschichte, hatte der Unterricht nicht zu bieten.

Zweifellos griffen die Machtübertragung an die Nationalsozialisten und der Zweite Weltkrieg massiv in Schmidts Lebensplanung ein. Eigentlich war er fest entschlossen, nach dem zweijährigen Wehrdienst ein Architekturstudium zu beginnen. Seine Entscheidung war unter dem Einfluss seines Schulfreunds und Sohns eines Hamburger Architekten Erwin Laage gereift, der ihn bereits mit Einführungsliteratur versorgt hatte. Ihre Gespräche drehten sich um die Modernisierung der Wohnverhältnisse, das Bauhaus und Fragen der Stadtplanung. Besondere Aufmerksamkeit erhielt dabei Fritz Schumacher. Dieser trat für den Reformwohnungsbau ein und hatte

den 1925 eröffneten Neubau der Lichtwarkschule entworfen. Schmidt kannte die Auswirkungen beengter Wohnverhältnisse unter primitiven Bedingungen aus eigener Anschauung bei seinen Großeltern väterlicherseits. Zudem war ihm durch gelegentliche Besuche bei seiner Freundin Loki Glaser eindrücklich in Erinnerung geblieben, wie deren Familie leben musste. Hier galt es für Schmidt, Abhilfe zu schaffen. Deshalb meldete er sich nach dem Reichsarbeitsdienst unmittelbar zur Wehrmacht, um diese Verpflichtung hinter sich zu bringen und danach ungestört studieren zu können.

Schmidt wurde entgegen seiner Erwartung nicht in Hamburg eingesetzt, sondern nach Vegesack im Norden Bremens zur Luftwaffen-Flak abkommandiert. Nur ungern verließ er seine gewohnte Umgebung. Immerhin konnte er sich dem Ansinnen der an seinem ersten Wohnsitz ansässigen NSDAP-Kreisleitung, er solle in die Partei eintreten, mit dem Hinweis auf den Vorrang seiner Wehrpflicht entziehen. Das ihm übersandte Antragsformular füllte er nicht aus. Angesichts dieser Distanz zum Nationalsozialismus begriff Schmidt seine Dienstzeit bei der Flugabwehrbatterie als willkommenen Schutzraum. Die Wehrmacht, so meinte er damals wie in den folgenden Jahrzehnten, sei ein »anständiger Verein« ohne »Nazis« gewesen. Hier schloss er als junger Mann enge Freundschaften, etwa mit seinen Kameraden Walter Plennis und Gustav Reeckmann, die weit über das Kriegsende hinaus Bestand hatten. Auch im Vergleich zur Hitlerjugend und zum Reichsarbeitsdienst empfand Schmidt die Wehrmacht als »Oase des Unpolitischen«. Diesem Verständnis blieb er bis zu seinem Tod verhaftet. Nach seiner festen Überzeugung hatte er nicht für das NS-Regime, sondern als Wehrmachtssoldat für Deutschland gekämpft.